

# Freiheit – welche Dosis macht das Gift?

Festrede anlässlich des 26. Allianzkommerces der Rudelsburger Allianz

Rudelsburg, 2. Juni 2012

Ihr Mut, verehrte Festcorona, einem schwäbischen Naturwissenschaftler auf diesem geschichtsträchtigen Boden die Ehre seines Wortes zu gewähren ist bemerkenswert. Und ihm zu erlauben, in quasi bundespräsidialer Manier zum Thema Freiheit hochgeistig und bierselig zu reden, wagemutig. So steht der Redner also zitternd vor Ihnen, kann nicht anders und stellt den Vortrag unter ein dreifaltiges Motto, das er natürlich abgekupfert hat.

Red‘ was wahr ist,

iss was gar ist,

trink, was klar ist!

Letzteres obliegt Ihnen, ich sehe, Sie arbeiten hart daran. An mir liegt es, die Wahrheit zu sagen und nichts als die Wahrheit, so wahr mir Martin Luther helfe, der Titan des Wortes und der Trinkfestigkeit, von dem mein Motto natürlich stammt.

In der Vorbereitung dieser Rede als Netzpirat fremde Weisheiten plündernd, konnte ich mich lustvoll bei Konfuzius rückversichern. Wer abschreibt, plagiiert, kostenlos herunterlädt oder das Urheberrecht sonst wie als nachdemokratische Rechtsverirrung sieht, der ehrt nach der Lehre dieses alten Denkers den Urheber, ehrt den Meister, er huldigt ihm und wertet ihn auf. Und den Meister zu ehren ist gottgefällig, wer nicht kopiert wird, hat nichts Erhaltenswertes geschaffen und müsste nachdenklich werden. Chinas Aufstieg zur Weltmacht ist nicht zuletzt durch das Beherzigen von Konfuzius Lehre katalysiert worden. Und so erleben wir unsere fröhlichen Netzbefreier von heute als digitale Chinesen des 21. Jahrhunderts mit dem Verständnis: Alles was Dein ist, ist auch mein. Was mein ist, geht Dich nichts an. So ausgestattet mit philosophischem Segen waren unter dem Suchbegriff Freiheit allein bei Google viele Millionen Einträge zu finden und eine unendliche Zahl weiser Sprüche dazu. Schwarmintelligenter Stoff von vielen Reden für viele weitere.

Wir halten fest: Zum Thema Freiheit ist offensichtlich alles bereits gesagt. Aber noch nicht von jedem. So stehe ich also vor Ihnen und bedanke mich für die Einladung.

„Freiheit – welche Dosis macht das Gift?“ lautet mein Thema. Der zweite Teil des Titels verwirrt. Er deutet mehr auf einen Kneipen- oder Gebrauchsphilosophen als Redner hin denn auf den Leiter des philosophischen Oberseminars der Universität Leipzig oder Göttingen. Also mehr auf einen Redner, der seine Weisheit am Grunde des Bierglases gesammelt hat statt in den Wälzern von Kant oder Hegel. Die Ärzte unter ihnen wissen aber, dass der Satz „die Dosis macht das Gift“ die Kurzform einer genialen Erkenntnis des berühmten Wegbereiters ihrer modernen Medizin ist. Theophrastus Bombastus von Hohenheim, alias Paracelsus, raubte uns mit der Erkenntnis den Glauben an die Gesundheit

von irgendetwas. Egal ob Wasser, ob Kochsalz oder gar Bier. Alles giftig und von Übel, jedenfalls ab einer bestimmten Menge, die man bitteschön zu kennen und keinesfalls zu überschreiten habe.

Die individual-kritische Grenze von Bier auszuloten bedarf intensiver Selbstversuche. Ich unterstelle der Corona viel Verantwortungsbewusstsein bei dieser komplexen Aufgabe und dass nicht nach dem tumben Prinzip von „trial and error“ geforscht wird. Der Goldstandard der Wissenschaftlichkeit ist die randomisierte Doppelblindprobe, Ihre wissenschaftlichen Fragestellungen packen Sie mit präzisen Begrifflichkeiten an. Das unterscheidet sie fundamental von wortgewaltigen Philosophen oder gar Politikern, deren Formulierungen gerne beliebig sind und im Zweifel so nicht gemeint waren.

Und jetzt wagt sich ein Naturwissenschaftler an den zutiefst philosophischen und politischen Begriff „Freiheit“. Das erfüllt fast den Tatbestand einer Amtsanmaßung, auf jeden Fall den des Größenwahns. Darf ich zur Sicherheit vorab um Entschuldigung bitten?

Greifen wir also den Spruch von Paracelsus auf: die Dosis macht das Gift. Ausgehend von dieser These müssen wir annehmen, dass es eine Menge gibt, bei der dieses Gift keinerlei Wirkung zeigt. Oder sogar eine Menge, die der menschliche Organismus zum Existieren benötigt, die essentiell sind wie das abendliche Bier oder Vitamine und Aminosäuren. Dazu ein Beispiel aus dem täglichen Leben: Streicht uns eine wie auch immer gartete Instanz den Verzehr von Kochsalz, sterben wir in vergleichsweise kurzer Zeit. Wer andererseits sechzig Gramm davon auf einmal eingetrichtert bekommt, krepirt genau so, nur jämmerlich und viel schneller. Beide Dosen sind giftig. Das so berühmte aristotelische Mittelmaß, das die Extreme meidet und dionysische Wonnen verspricht, liegt nach den Erkenntnissen fundamental forschender Ernährungswissenschaftler bei sechs Gramm Kochsalz am Tag. Und einige Zeit lang kann unser Körper kleinere Über- oder Untermengen folgenlos puffern. Sie kennen das vom Bier.

Die Analogie zum Begriff der Freiheit liegt auf der Hand. Zum Glück sind Nulldosis oder Übermaß nicht tödlich, andernfalls wäre die Menschheit im Laufe ihrer 2,5 Millionen Jahre währenden Geschichte längst ausgestorben. Gleichwohl sind die historischen Konsequenzen nicht stimmiger Freiheitsgrade dramatisch und nach wie vor erlebbar. Also stellt sich die Frage: Wie viel Freiheit benötigt Homo sapiens als Individuum, wie viel als Gruppe? Und wie viel, wenn die Gruppe 7 Milliarden Individuen mächtig ist, die auf engstem Raum zu leben hat und sich weiterhin karnickelhaft vermehrt? Oder, biologistischer: welche Dosis an Freiheit ist artgerecht? Den Begriff bekommt jeder Züchter von Ferkeln oder Rindviechern, jeder Zoobesitzer oder Zirkusdirektor um die Ohren geschlagen, wenn er seine Schützlinge nicht entsprechend vorhält.

An dieser Stelle kommt der Naturwissenschaftler in Bedrängnis. Er kennt die Maßeinheiten für Biermengen oder Alkoholkonzentrationen seit seiner Schulzeit in Theorie und Praxis. Sein Maßkrug, so er denn gottgefällig eingeschenkt wurde, versorgt ihn mit einer genau errechenbaren Menge des Pilzgiftes Ethanol. Wie und in welcher Einheit misst er aber seinen Durst? Als klein, als mittel, als gargantualisch? Mit Worten wie unerträglich oder höllenhaft? Und noch schwieriger, wie misst er Freiheit? Was ist die Einheit für die Dosis der Freiheit? Beide Begriffe widersetzen sich einer Messlatte, sie sind beliebig und brutalst

möglich subjektiv. Es könnte reizvoll sein, diese Lücke beim Begriff Freiheit auszufüllen. Wenn es nicht der wiedergewonnenen Würde des Amtes abträglich wäre, dann dürfte der geneigte Zuhörer den mittleren Abstand zwischen zwei Freiheitsgraden als „**Ein Gauck**“ definieren auf einer selbstverständlich nach oben offenen, einfach-exponentiellen Skala.

Sie verstehen, dass ich mich hier frustriert von dieser Art der wissenschaftlichen Betrachtung verabschiede und in die Niederung nachvollziehbarer Alternativen hinabsteige. Wer schon nicht in der Lage ist, wissenschaftlich korrekt Aussagen mit normierten Einheiten zu versehen, der flüchtet in Metaphorik. Also: stellen Sie ihr „Zwischen den Gläsern-Hörgerät“ an, sie hören richtig, denn ich behaupte: die Freiheit ist wie eine Amöbe! „Warum denn das?“, dürfen Sie im ersten Schock zu Recht fragen. Dieser kleine Einzeller muss sich in lebensfeindlichem Biotop behaupten und hat als strategisches Langfristziel primär die erfolgreiche Arterhaltung via Fortpflanzung. Wie genau das in praxi geschieht, ist nicht Gegenstand meines Vortrags. Diese unsere Freiheitsamöbe jedenfalls ist flexibel, dynamisch und elastisch, alles was sie wollen, ihre Gestalt verändert sich unaufhörlich und passt sich schneller als jede Bundeskanzlerin einer neuen Situation an. Was als Nahrung geeignet erscheint, wird umgarnt, eingewickelt und verschlungen. Die Freiheit der Amöbe ist der Tod des Planktons. Vivat, crescat, floreat, Amöbe du!

Wir halten fest: die Freiheit hat den inneren Drang zur Vergrößerung unter billiger Inkaufnahme der physischen Vernichtung sich im Wege befindlicher schwächerer Dritter. Wer nicht bei drei auf einem Baum ist, bekommt ein existentielles Problem und verliert seine eigene Freiheit. Wenn das die ganze Welt unserer Amöbe wäre, wäre sie irgendwann unendlich groß und das Biotop leergefressen. Jedenfalls bis zu ihrem eigenen Hungertod. Da Gewässer nachweisbar nicht von riesengroßen Amöben übervölkert werden, muss irgendetwas ihre Freiheit begrenzen. Richtig, es gibt auch für unsere Amöbe Fressfeinde, die ihren Freiheitsdrang beschränken und in der Nahrungskette weiter oben stehen. Wir halten als Zweites fest: ein ökologisches Gleichgewicht gibt jedem Individuum die Möglichkeit der artgerechten Entwicklung, in der Nahrungskette oben zu stehen macht das Leben angenehmer.

Darf ich Sie jetzt bitten, meinen kühnen Gedanken von der belebten in die weniger belebte Natur zu folgen, in den Bereich aufrichtig wirtschaftender Unternehmen am Beispiel der Erzeugung flüssiger Nahrungsmittel: ich denke hier an das Radeberger Brauhaus. Auch dieser edle Organismus möchte artgerecht nur spielen und nach dem olympischen Prinzip größer, reicher, erfolgreicher werden. Dazu tut er viel: er produziert tolle alkoholische Getränke, setzt Horden von Verkäufern in Marsch, betört unsere Sinne mit widerspruchsfreien Werbesprüchen, politisiert, antichambriert, betreibt Lobbying, kurz: er lebt mit und durch seine Ressourcen. Sein Biotop ist allerdings gespickt mit Fressfeinden wie Jever, Bitburger, Warsteiner oder dem Vielfraß aus Belgien, dessen Namen zu nennen Unheil bringt (Interbrew-SAB). Wenn es bei den Fressfeinden allein bliebe: viele andere wollen ihm an den Bierzwickel. Da ist zunächst unser Gesetzgeber, der es leider nicht beim Reinheitsgebot belässt, sondern mit Schankordnung, Eichgesetz, Lebensmittelgesetz, Hygieneverordnung und vielen Grausamkeiten mehr einen Rahmen für die Freiheit schafft, der ein Zwangsjackengefühl vermittelt. Und dann die selbsternannten Schützer des armen Verbrauchers vor seiner eigenen Verantwortung und dem raffgierigen, nur am Profit orientierten, selbstsüchtigen kapitalistischen Organismus!

Wir halten fest: oberhalb des Niveaus Amöbe, in einer komplexeren Welt, steht die Freiheit des Bieres unter gewaltigem Druck. Um das Gleichgewicht wird hart gerungen, es verschiebt sich trotzdem ständig und muss aktiv verteidigt werden. Stillstand ist Rückschritt, Rückschritt führt zum Verlust der Freiheit.

Die Freiheit, sich artgerecht zu verhalten, steht allen Organismen zu. In einer komplexen Welt kollidieren die eigenen Expansionsbestrebungen mit denen der anderen Organismen des Biotops. Setzt sich eine Art durch, wird es für die anderen existentiell. Die Freiheit des Wolfes ist der Tod der Lämmer, die Freiheit der Finanzmärkte der Tod der Volkswirtschaften, die Freiheit des Netzes der Tod des Autors, die Freiheit der Corona der Tod jeglicher Kneipendisziplin. Quod non erat demonstrandum!

Wie schafft man es nun im humanen Biotop, dass sich ein halbwegs stabiles Gleichgewicht der Freiheiten einstellt und nicht in Sozialdarwinismus oder Verdrängung und Vernichtung endet? Mangels Maßeinheit für Freiheit wird sich dieses Gleichgewicht als kulturell akzeptiertes Gebilde ergeben müssen, das religiöse, historische und politische Wurzeln hat. Und es wird keinen Freiheitsbegriff dulden ohne die Aufforderung zu Verantwortung und ohne Gerechtigkeit. Das Mobile´ der Begriffe wird in jedem Land, in jedem Biotop anders im Gleichgewicht zu halten sein und über Grenzen hinweg wie schon so oft auch in Zukunft zu kapitalen Missverständnissen führen. Vor allem aber bedarf es präziser Spielregeln, an die sich alle Teilnehmer halten und für deren Einhaltung spezielle Organe notwendig sind. Beim Fußballspiel geschieht das mit Pfeife und strengem Blick, unser Kneipenpräsidium erzwingt die Räson mit barbarischen Trinkstrafen.

Fundamentale Voraussetzung für das Funktionieren des Gleichgewichts der Freiheit ist der Konsens. Der Konsens mit den kulturellen Werten einer Gesellschaft und der Akzeptanz der Spielregeln. Fundamentalopposition ist der Tod jeglichen Systems, die Kraft der Schiedsrichter wird überstrapaziert und immer härtere Gegenmaßnahmen können bis zum Verlust aller einmal geheiligten Werte führen. Auch die jüngere deutsche Geschichte war nicht frei von derartigen Überdehnungen. Lassen Sie mich mit zwei Betrachtungen zu diesem Konsensbegriff zum Ende meiner Rede kommen. Die erste betrifft den eingangs erwähnten Philosophen Kant. Dessen kategorischen Imperativ können Sie als Richtschnur für alles Miteinander verwenden. Angesichts der fortgeschrittenen Stunde zitiere ich den wichtigsten kulturstiftenden Satz der deutschen Philosophie in der gemeinen Volksform: „Verlasse den Kneipsaal stets so, wie Du ihn anzutreffen wünschst.“

Erschrocken angesichts dieses geistigen Höhenflugs schwingt ich mich zweitens demutsvoll und bußbereit hinab zu meinen geographischen Wurzeln. Meine Mutter, Archetyp der schwäbischen Hausfrau in pietistischem Umfeld, formulierte die Einhaltung ethischer Normen als Basis einer Konsensgesellschaft mit optimalen Freiheitsgraden für alle mit einem einzigen kurzen Satz. Der lautet: „**Des tuat mer awer net**“. Leider konnte sich dieser hausfrauenmoralische Imperativ nicht durchsetzen. Kaum ein Sterblicher ist nämlich der Gnade teilhaftig, des schwäbischen mächtig zu sein. Für Sie, verehrte Corona, versuche ich es mit einer Übersetzung ins Neuhochdeutsche: „This should not be done.“ Meine Mutter hat schließlich zum Ende ihrer Tage wohlgefällig registriert, dass die hohe Politik das Managementsystem der schwäbischen Hausfrau zu diskutieren bereit war. Eine Frau als

Bundeskanzlerin neben einem alemannischen Finanzminister, der in Stuttgart zumindest als Partialschwabe toleriert zu werden Chancen haben könnte, das ließ sie auf bessere Zeiten hoffen. Nie mehr würde Geld ausgegeben, das nicht da ist, und dem Menschen, was des Menschen, dafür Gott, was Gott gehört. Ihre Traumfrau als Chefin im Bundeskanzleramt war bis zuletzt Winfried Kretschmann, ein bekanntermaßen aufrechter Schwabe und Landesvater. Alle Fans drängen ihn zu einer Geschlechtsumwandlung. **Der will des awer net.**

Gestatten Sie mir endgültig zum Schluss zu kommen mit einem schmachenden Verlangen, das wir Studenten als zu spät gekommene 68er dem damaligen Präsidenten der Universität Hohenheim, Professor Doktor Turner, nachmals Bildungssenator im sexy Stadtstaat Berlin, anstelle von ministrablen Pflastersteinen entgegen geschleudert haben:

**„Herr Präsident, wir wollen alles frei und viel Freizeit!“**

Das wünsche ich auch Ihnen. Und mir ein Bier. Danke.

Dr. Jochen Hamatschek

Präsident der Gesellschaft Deutscher Lebensmitteltechnologien